



Pfarrer Niklaus Peter

Predigt vom Sonntag 22. Juli 2018

Glaube und Unglaube

Jesus aber sagte zu ihm: Was soll das heissen: Wenn du etwas vermagst? Alles ist möglich dem, der glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube! Hilf meinem Unglauben!
Predigttext: Markus 9. 23

Höre, Israel: Der HERR, unser Gott, ist der einzige HERR. Und du sollst den HERRN, deinen Gott, lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deiner ganzen Kraft. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollen in deinem Herzen bleiben, und du sollst sie deinen Kindern einschärfen, und du sollst davon reden, wenn du in deinem Haus sitzt und wenn du auf dem Weg gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du dich erhebst.

Lesungstext 5. Buch Mose 6.4-7

I.

Liebe Gemeinde

Was glaube ich wirklich? Und was glauben wir gemeinsam? Gibt es im christlichen Glauben so etwas wie eine kurzgefasste Formulierung, an der wir uns alle orientieren können, wenn wir uns selbst und unseren Kindern oder Nachbarn sagen wollen, was wir, wenn es drauf ankommt, bekennen und glauben? So wie wir eben als Lesung das grosse monotheistische Glaubensbekenntnis aus der hebräischen Bibel gehört haben: das „Sch^ema Jisrael“ – das „Höre Israel!“

Gibt es bei uns so etwas wie einen Bauplan, eine Übersichtskarte, eine einfache, klare Regel, oder – vielleicht könnte man auch modern sagen: gibt es so etwas wie DNA des Christentums? Denn wenn wir in den grossen Kosmos dessen schauen, was es so alles an christlichen Kirchen, Christentümern und Christenmenschen gibt – von den evangelisch Reformierten hin zu Katholiken und orthodoxen Kirchen Griechenlands,

Russlands, des Orients und den indischen Thomaschristen – hin zu den Baptisten, den Pfingstkirchen, den Quäkern und den vielen Freikirchen – so fragt man sich: Ist das nicht ein Potpourri, ein unglaubliches Durcheinander und eine Pluralität, gibt es einen alle verbindenden Grundbestand von Sätzen, die wir gemeinsam sprechen können?

Vielleicht erstaunt es uns als Schweizer, die wir doch immer ein „Sonderfall“ sein wollen – eigentlich gibt es das! Und wenn wir die Vielfalt der altkirchlichen und neueren Bekenntnisse und Glaubensformulierungen anschauen – so bestätigt sich: Fast immer sind es drei Grunddimensionen, drei Artikel, drei grundlegende Abschnitte, die dann zur Sprache kommen: Der *Glaube an Gott, den Schöpfer* – und das heisst: das Bekenntnis, dass wir Teil eines grossen Ganzen sind, einer Welt, die nicht sinnlos ist, sondern auf Gott verweist. Der *Glaube, dass dieser Gott sich im Leben, in den Worten, im Leiden und in der Auferstehung des Jesus von Nazaret als Gott zu erkennen gegeben hat*: also nicht nur die grosse (sozusagen philosophische) Dimension, sondern die konkrete, dramatische Geschichte – Gott zeigt sich in der Welt, deshalb sprechen wir vom Christus, dem Messias. Aber nicht nur die philosophische-grosse, nicht nur die geschichtliche-konkrete Dimension, sondern eben auch der *Glaube, dass es eine ganz innerliche, jedem Gläubigen nahe Dimension des Geistes gibt* – eines heiligen, göttlichen Geistes, der uns alle verbindet, inspiriert, uns Mut macht, der Gemeinschaft stiftet.

Deshalb finden wir in der klassischen Gottesdiensttradition nach der Predigt das gemeinsam gesprochene Glaubensbekenntnis – meist ist es das apostolische oder nicänische Glaubensbekenntnis. Nur eben – wir Schweizer sind ein Sonderfall: Das bindende Glaubensbekenntnis wurde bei uns in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgehoben – bei uns hört man es fast nicht mehr. Und das hatte seine Gründe, denn manchmal wurden Glaubensbekenntnisse eingesetzt, um den individuellen Glauben des einzelnen zu massregeln, ihm vorzuschreiben, was genau er zu glauben habe. Und das ist unevangelisch: Jeder Mensch steht nach unserer tiefen Überzeugung selber und als freies Wesen vor Gott, jeder muss selber ehrlich zu sich und zu Gott sein, niemand darf gezwungen werden, niemand sollte Dinge sagen müssen, die ihm gegen seine Überzeugung, gegen sein Wahrheitsbewusstsein gehen.

II.

Wie gut, dass wir diese Erzählung aus dem Markusevangelium haben, die beides zusammennimmt: *Ich glaube! Hilf meinem Unglauben!* Denn daraus wird deutlich, dass Glauben im Kern mit Vertrauen zu tun hat (und das schon rein sprachlich: im Hebräischen wie im Griechischen ist die Wortwurzel von Glauben die des Vertrauens, Vertrauenkönnens) – und Vertrauen immer ein Wagnis ist. Wie gut, weil wir

alle eben auch andere, schwierige Erfahrungen machen, die wir schwer nur mit unserem Glauben und Vertrauen verbinden können: Glaube und Unglaube, Glaubenwollen und Nichtglaubenkönnen, Vertrauen – und fehlendes Vertrauen – beides kennen wir. Vertrauen und Glaube kann man nicht befehlen, nicht erzwingen – im Tiefsten muss jede Glaubensbewegung von diesem Vertrauen zu Gott getragen sein. Unsere Geschichte aus dem Markusevangelium ist eine Heilungsgeschichte, die wir heute vielleicht anders erzählen würden – aber sie zeigt deutlich: Glaube ist existenziell, jeder Glaube hat es mit dem Wunder *und* den Nöten des Lebens zu tun. Das Wunder des Lebens feiern – aber die Nöte, die Krankheiten, das Dunkle und Schwierige dabei nicht einfach wegschieben. Hier ist es eine für ein Kind wie für seinen Vater, für die ganze Familie beängstigende Erfahrung – war es eine Epilepsie, war es eine psychosomatische Krankheit? – Und vermutlich die deprimierende Ratlosigkeit: Unser Kind wird auf Lebenszeit geplagt sein – und dann keimt die Hoffnung auf, dass Heilung doch möglich ist, weil von diesem Jesus Heilendes ausgeht, Heilungserfahrungen berichtet werden. Kein blinder Glaube, sondern ein Glauben-, ein Vertrauenwollen – und so kommt es zu diesem Satz: *Ich glaube! Hilf meinem Unglauben!* Oder vielleicht besser übersetzt: *Steh mir bei in meinem Nichtglauben-/ Nichtvertrauenkönnen, hilf mir beim Vertrauen.*

Glauben wir heute, dass solche Heilungen möglich sind? Hilft der Gottesglaube in schwierigen Situationen? Die moderne Medizin hat auf vielfältige Weise ein Wissen und Techniken erarbeitet und gezeigt, dass es nicht einfach Dämonen sind, sondern Fehlfunktionen, störende oder zerstörerische Prozesse, die in unserem Körper ablaufen. Die psychosomatische Medizin erinnert uns aber auch daran, dass es Zusammenhänge zwischen Körper und Geist, zwischen unserem Immun-/Abwehrsystem und unserer Psyche gibt. Wer in solchen Erfahrungen steckt, für den ist es wichtig, dass er beides sagen darf: Ich glaube, ich hoffe, ich vertraue – aber auch: ich habe meine Fragen, meinen Zweifel – also kein blindes Vertrauen, kein Gesundbeten.

III.

Ich glaube! Hilf meinem Unglauben! – nun könnte man sagen: Deshalb ist es gut, wenn wir *keine* Bekenntnisse nachsprechen müssen. Aber man könnte auch sagen: deshalb wäre es gut, wenn wir Bekenntnisse hätten, die man still oder teilweise mit-sprechen kann, weil Glaube immer mehr ist als das, was ich gerade denke und erfahre. Weil er uns Worte gibt für Erfahrungen, die wichtig sind, auch wenn ich sie im Moment nicht gerade erfahre. So erinnert uns das Glaubensbekenntnis in einem dunklen Moment, dass es nicht nur Dunkles, sondern auch Helles, dass es auch gesundes, prosperierendes Leben gibt: Es erinnert uns an Dimensionen von Ordnung und Sinnhaftem, die im Schöpfungsbericht gefeiert werden: *Und Gott sah, dass es gut war.* Das Glaubensbekenntnis erinnert uns aber auch daran, gerade wenn es uns

wunderbar gut geht, wir glücklich sind, und in unserem Glück selbstbezogen und gegen andere unsensibel – dass es Leiden gibt, dass es Schmerzen und auch Kämpfe in diesem Leben gibt – und wir so aufmerksam werden für andere, die sagen: Steh mir in meinem Zweifel, in meiner Not, in meinem Angefochtensein bei. Der Weg Jesu Christi war ein menschlicher Weg, ein Weg des Feierns, der Freude am Leben – und zugleich ein Weg, der in dunkle Regionen, in Auseinandersetzungen, in die Konfrontation mit Krankheiten des Körpers und der Seele, auch der Gewalt hineinführte. Das Glaubensbekenntnis erinnert uns auch daran, dass es Gemeinschaft gibt, die guttut, dass es Erfahrungen mit dem Geist Gottes gibt, der stärkt, inspiriert, uns Mut macht – gerade dann, wenn es schwierig für uns oder für unsere Nächsten ist.

IV.

In einem kürzlich erschienenen Büchlein der im April verstorbenen Theologin und Psychologin Elisabeth Hölscher, geb. Stein, der langjährigen Leiterin der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie, findet sich eine Passage, welche überschrieben ist: „Was muss man eigentlich glauben?“ – Auf diese konkrete Frage eines Menschen, habe sie selbst geantwortet: Wirklich und allein glauben müsse man nur, „dass Gott Gott sei, einzig und allein, dass man ihn lieben solle mit ganzem Herzen, mit ganzem Verstand und mit aller Kraft, und dass man den Nächsten lieben solle wie sich selbst.“

Darauf habe ihr Gegenüber empört gesagt: Wie, so wenig? Das sei doch lächerlich wenig und dünn! Er wollte, dass sie alle Teile des Glaubensbekenntnisses inklusive Unsterblichkeit der Seele, der Erlösung durch den Sohn Gottes etc. aufsage – um ihr dann sagen zu können: Genau deshalb glaube er nicht.

Wie anders dieser Vater, der konkret, hoffnungsvoll und doch von langen, schwierigen Erfahrungen voller Zweifel sagt: *Ich glaube! Hilf meinem Unglauben!* – Er weiss, dass er nicht alleine glauben kann, dass er Hilfe braucht, dass Vertrauenkönnen schwierig ist – der aber im Innersten seiner Seele diesen Glauben an Gott nicht aufgeben hat – und deshalb Jesus anspricht.

Wie gut aber auch, dass es Glaubensbekenntnisse gibt, die uns an die Grunddimensionen unseres Glaubens erinnern. Deshalb gehört, ohne Zwang, ohne Druck, eine solche Erinnerung in jeden Gottesdienst. Wir evangelisch-reformierten Schweizer sind noch nicht so weit – aber man darf und soll nichts übers Knie brechen. Aber wir sollten die Hoffnung nicht aufgeben, dass wir eines Tages wieder gemeinsam über die uns verbindende Grunddimension unseres Glaubens sprechen können – vielleicht künftig sogar still oder laut einstimmen können: *Ich glaube! Hilf meinem Unglauben!* Amen.